

Yves Patak

ACE DRILLER

Das Prometheus-Gen

LESEPROBE

Copyright ©2017 by Yves Patak.

Alle Rechte beim Autor. Vervielfältigung, Verbreitung und sonstige Reproduktion sowie Übersetzung sind erwünscht und nach schriftlicher Genehmigung gestattet.

Umschlaggestaltung: Miladinka Milic - www.milagraphicartist.com

Lektorat: Thomas Hoffmann - publi4all.de

Über den Autor

Yves Patak, Arzt und Schriftsteller, sieht sich als modernen Dr. Jekyll und Mister Hyde: Tagsüber psychologischer Berater und Hypnosetherapeut, schreibt er nachts über die dunklen Seiten der menschlichen Seele und das Unheimliche zwischen den Dimensionen. Sein Haupt-Genre ist der Mystery Thriller.

Mail: ypatak@bluewin.ch

Web: www.PatakBooks.com

Jeder Mensch trägt einen Dämon in sich, der ihn reizt und ihn zu seinen Handlungen treibt.

Sokrates

Der Zirkel

Brooklyn — Freitag, 19:04 Uhr

Aus sicherer Entfernung folge ich der schwergewichtigen Joggerin durch den Greenwood Park im Westen Brooklyns. Nicht, dass ich mich bei der Beschattungsaktion besonders beeilen muss. Obwohl die Frau kaum Mitte vierzig sein mag, hat sie die Schrittlänge und Geschwindigkeit einer Oma mit Plattfüßen.

Ich werfe einen Blick auf meine verkratzte Timex. Erst fünf Minuten, seit ich das letzte Mal mit meiner Mission im Allgemeinen und meinem Leben im Speziellen gehadert habe. Es gibt tatsächlich Menschen, die glauben, der Beruf des Privatdetektivs gehöre zu den coolsten der Welt. Sie irren sich.

Seufzend lasse ich mich weiter zurückfallen, wofür ich beinahe stehenbleiben muss. Mann, ist die Kirsche träge!

Job ist Job, rufe ich mir grimmig in Erinnerung und konzentriere mich weiter auf meine Zielperson. Dank der geschlängelten Wege des Parks kann ich sie von allen Seiten betrachten. Die hummerrote Gesichtsfarbe lässt vermuten, dass ihr ein Wellness-Weekend besser bekommen würde als dieser überflüssige Kraftakt. Was will sie sich da beweisen? Ihr grellpinkes T-Shirt ist nassgeschwitzt, und in den Nylon-Rennshorts, in die ich dreimal reinpassen würde, klafft eine geplatze Naht, durch welche die weiße Haut ihrer Pobacke hervorschimmert. So viel zur menschlichen Würde, aber was soll ich sagen?

Im Gehen und ohne Hinzuschauen rolle ich mir eine Zigarette, ein Kunststück, das ich im Tiefschlaf draufhätte. Immerhin rauche ich, seit ich vierzehn bin. Das Zippo-Feuerzeug klickt, und ich ziehe mir eine Lunge voll American Spirit rein. Auch ich schwitze, allerdings nicht von der Zeitlupen-Verfolgungsjagd. Obwohl die Sonne im Westen über Jersey City bereits die Spitzen der Wolkenkratzer berührt, ist der Spätsommerabend ungebührlich schwül, viel zu warm für September, und ich verfluche das viel zu warme Holzfällerhemd, das ich mir übergezogen habe, um das Pistolenhalfter hinten im Hosenbund zu verbergen. Als Ex-Cop habe ich natürlich einen Waffenschein, was nicht jeder wissen muss.

Gemütlich bleibe ich der Frau auf den Fersen, bläuliche Rauchwolken ausstoßend, mein Blick wie gebannt auf das Hinterteil gerichtet. Bei jedem Schritt hüpfen ihre Gesäßbacken hin und her wie wassergefüllte Luftballons. So sehr ich es versuche, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die mollige Rothaarige fremdgeht. Ihr Ehemann, ein Gabelstaplerfahrer mit neapolitanischen Wurzeln und rastlosen Augen, scheint anderer Meinung zu sein und erwartet, dass ich ihm noch heute

Abend ein paar Hochglanzfotos vorlege, die seine Ehefrau in flagranti überführen und eine unzeremonielle Scheidung einläuten werden.

„Dreimal die Woche geht Tamara im Park joggen, wie sie sagt.“ Der Ehemann hatte das Wort mit Finger-Gänsefüßchen hervorgehoben, die Augen zu Schlitzen verengt. „Und trotzdem wird sie jeden Tag fetter! Na, läuten bei Ihnen die Glocken?“

Die Glocken läuten nicht. Ich würde meinen alten Mustang darauf verwetten, dass Tamara einfach zu jener unglücklichen Hälfte der Weltbevölkerung gehört, die Kalorien besser speichert als verbrennt. Dennoch habe ich den Fall ohne Zögern angenommen. Nicht, weil ich die pummelige Ehefrau des Ehebruchs überführen werde, sondern weil ich mit der Miete drei Monate im Rückstand bin. Das Geschäft des Privatdetektivs ist schlechter bezahlt, als jedes Klischee vermuten lassen würde, und ich kann es mir nicht leisten, Kunden abzuwimmeln, nur weil sie paranoid sind.

Der Greenwood Park ist im Prinzip ein riesiger, hügeliger Friedhof und der höchste Punkt Brooklyns. Ich folge Tamara über verschlungene Wege durch eine beeindruckende Freiluftsammlung von Grabsteinen, Statuen und Mausoleen, stetig in Richtung Westen. Über die Battle Avenue gelangen wir schließlich zum prächtigen gotischen Torbogen beim Haupteingang, wo die nichtsahnende Joggerin abrupt nach links abbiegt und sich die 5th Avenue entlangquält, den Park nun zu ihrer Linken. Ich stutze. Warum sollte eine Joggerin einen so prächtigen Park verlassen, um stattdessen auf einer hässlichen Asphaltstraße weiterzutrotten?

Ich überquere die 5th Avenue und folge meiner Zielperson von schräg gegenüber. Mein Instinkt erweist sich als goldrichtig: ich sehe, wie Tamara alle paar Schritte über die Schulter schaut, als wolle sie sichergehen, nicht verfolgt zu werden. Vielleicht ist der Gabelstaplerfahrer doch nicht ganz so paranoid?

Einstöckige Backsteingebäude ziehen rechts an mir vorbei, und ich verstecke mich wann immer ich kann hinter hohen SUVs und Kleinlastern. Unvermittelt überquert nun auch Tamara die Straße, und ich ducke mich rasch hinter einen verbeulten Chevy Tahoe. Jetzt eilt die Rothaarige die 32nd Street entlang. Wie es scheint, hat der Neapolitaner doch den richtigen Riecher: irgendwas stinkt hier zum Himmel. Meine Neugier erwacht.

Nochmals wechsle ich die Straßenseite und lasse mich ein wenig zurückfallen. Nur wenige Passanten schlendern über den warmen Asphalt, zu wenige, um unentdeckt zu bleiben.

Ein paar Schritte weiter bleibt Tamara mitten auf dem Gehsteig stehen, und ich ducke mich blitzschnell hinter einen Müllcontainer. Die Rothaarige schaut sich ein weiteres Mal um und verschwindet dann in einer engen Gasse zwischen zwei alten Häusern. Verdammte Frau hat tatsächlich etwas zu verbergen!

Ich jogge zu der Stelle, wo sie verschwunden ist und spähe um die Ecke. Tamara steht etwa zehn Meter von mir entfernt vor einer rostbefleckten Metalltür, die Hände auf den Knien, nach Atem ringend. Schließlich wischt sie sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn und klopft dann gegen die Tür. Neben mir, auf der 32nd Street, sind gerade keinerlei Verkehrsgeräusche, und in der frühabendlichen Stille höre ich das Klopfmuster laut und deutlich.

Eins. Vier. Drei. Eins. Zwei.

Ein Code!

Irgendwas geht hier ab, das weder mit Fitness noch mit Fettverbrennung zu tun hat. Oder etwa doch? Hat das durchtriebene Michelinweib etwa tatsächlich einen Lover?

Die Tür öffnet sich einen Spalt weit. Tamara beugt sich nach vorne, flüstert etwas — ein Passwort? — und verschwindet dann rasch im Gebäude. Die Tür schließt sich mit einem leisen Klick, gefolgt vom Knirschen eines Schlüssels in einem vernachlässigten Schloss. Ich werfe einen Blick auf die von Abgas verschmutzte Seitenfassade. Keine Fenster, nur die Metalltür. Leise schleiche ich über den unkrautbewachsenen Gehweg zur Tür und inspiziere das Schloss. Ein rostiges Buntbartschloss, mindestens fünfzig Jahre alt. Ein Klacks es zu knacken. Die Kunst liegt darin, es geräuschlos zu tun für den Fall, dass jemand hinter der Tür lauert. Ich ziehe meinen treuen Dietrich aus der Hemdtasche und knacke das Schloss binnen zehn Sekunden, das Begleitgeräusch leiser als ein Windhauch. Der nächste Augenblick wird zeigen, ob ich einem banalen Techtelmechtel auf der Spur bin oder etwas Üblerem.

Vorsichtig drücke ich die Türklinke hinunter. Die Tür schwingt nach außen, und ein Mönch fällt mir entgegen. Offenbar hat er mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt dagestanden. Mit einem Uff! schlägt er neben mir auf. Durch eine schwarze venezianische Maske funkeln mich zwei wütende Augen an. Er holt tief Luft, doch bevor er losschreien kann verpasse ich ihm einen Handkantenschlag gegen den Hals, und er erschläfft.

Ich starre auf den Mann in der braunen Kutte. Welche Mönche tragen Masken? In der Sekunde wird die Routineangelegenheit zum Fall, der mich nichts Gutes ahnen lässt. Durch zusammengekniffene Augen spähe ich in den Korridor hinter der Tür. Dämmeriges Licht. Schmucklose, moderige Wände. Rissiger Zementboden. Wer mag sich in dieser schäbigen Bleibe aufhalten? Und zu welchem Zweck?

Kurzentschlossen lehne ich die Tür so an, dass von außen kein verräterisches Sonnenlicht eindringen kann. Dann packe ich den Mönch an den Füßen, schleppe ihn in einen vermüllten Hinterhof und ziehe ihm die Maske vom Gesicht. Etwa fünfzig; blasses, aufgequollenes Gesicht, rotgeäderte Nase. Ein Typ, der das Tageslicht meidet, dafür die

Gesellschaft der Spirituosen sucht. Ich reiße die Kutte auf und durchsuche den Mann. Ein Geruch von Mottenkugeln. Unter der Kutte ein schmutziges Motörhead-T-Shirt und Bermudashorts. Keine Brieftasche, keine Identitätskarte, kein Geld — dafür ein Totschläger am Gürtel. Dann bemerke ich das Tattoo in der Halsbeuge des Mannes. Ein laienhaft gestochenes, umgekehrtes Pentagramm, darunter drei Buchstaben: L.O.L.

Ich runzle die Stirn. L.O.L. ist zwar das Kurzwort für ‚laut lachend‘, hat aber in gewissen Kreisen eine ganz andere, viel düsterere Bedeutung: Lucifer Our Lord.

Ich kenne diese Satanssekte vom Hörensagen, obwohl ich bisher nie mit ihr zu tun hatte. Als Detective bei der Mordkommission hatte ich ein paar Mordfälle im Zusammenhang mit Teufelssekten. Über die L.O.L.-Sekte sagt man, dass sie - im Gegensatz zu vielen Hobby-Satanszirkeln - vor Menschenopfern nicht zurückschreckt.

Wie die Dinge stehen, ist die Frau des Neapolitaners offenbar in etwas weit Garstigeres verstrickt als einen harmlosen Seitensprung. Mein gesunder Menschenverstand rät mir, die Übung hier abubrechen und dem eifersüchtigen Ehemann meine aktuelle Theorie zu unterbreiten, nämlich, dass seine Ehefrau nicht ihm Hörner aufsetzt, sondern sich viel mehr für den gehörnten Gott der Unterwelt interessiert. Und falls ich es hier tatsächlich mit der L.O.L.-Sekte zu tun habe, wird sich Tamara kaum mit Tischrücken und Ouija Board-Séancen begnügen.

Meine Neugier siegt über den Verstand. Ich muss dem Rätsel auf den Grund gehen!

Rasch schlüpfe ich in die Mönchskutte des Bewusstlosen und ziehe mir seine Maske über. Dann fische ich ein paar Kabelbinder aus der Hosentasche, fessele den Mann rücklings an einen rostigen Maschendrahtzaun, ziehe ihm eine Socke vom Fuß und stopfe sie ihm in den Mund. Dann schleiche ich mich zur Tür zurück.

Von drinnen kommt eine Stimme.

Ich verharre an Ort und Stelle, das Ohr an die Tür gepresst, die Hand an der Klinke. Es ist der bebende Singsang einer alten Frau, eine hohe Stimme, gefolgt von einem murmelnden Sprechchor. Rosemaries Baby und Damian Thorn schwirren mir durch den Kopf. Heiliger Legolas, bin ich da in was echt Krankes gestolpert? Das Bild von der wackelnden Tamara und einem Satanskult passt nicht zusammen, aber die Beweislast scheint erdrückend.

Ich ziehe meine SIG Sauer Zeus und betrete das Zwielicht des Korridors. Das dämmerige Licht ist nicht konstant, sondern flackert. Alle paar Schritte schwarze Kerzen an der Wand. In die Muffigkeit der Wände mischt sich ein kupferner Geruch. Blut?

Die Pistole neben dem Gesicht folge ich dem Gang, links in ein türloses

Zimmer, dessen Fenster mit Brettern zugenagelt ist. Durch die Zwischenräume dringen hauchdünne Lichtbalken. Soweit ich feststellen kann, ist das Zimmer leer. Weiter vorne folgt ein weiteres Zimmer, wieder links, eine ausgebrannte Küche mit einer umgekippten Geschirrspülmaschine. Der gruselige Singsang scheint vom Ende des Korridors zu kommen, wo eine Kerze gefährlich nahe an einem schwarzen Vorhang steht. Die haarsträubende Stimme der Greisin höre ich jetzt deutlich.

„Ili-ia u Ishtari-ia ushis-su-u-eli-ia!“

„Eli ameri-ia amru-usanaku“, antwortet der Chor. Den Stimmen nach befinden sich mindestens zehn Männer und Frauen jenseits des Vorhangs.

Den Finger am Abzug schleiche ich näher. In der Brust spüre ich mein Herz klopfen, etwas schneller als zuvor. Was zum Teufel mache ich hier?

„Imdikula salalu musha u urra!“

„Qu-u imtana-allu-u pi-ia!“

Vorsichtig ziehe ich den Vorhang einen spaltweit zur Seite und spähe in den Raum. Im Halbdunkel hocken zwölf Gestalten in Mönchskutten im Schneidersitz um ein braunrotes Pentagramm, das jemand auf den Zementboden gemalt hat. Alle tragen sie die gleichen schwarzen Gesichtsmasken wie der Mönch, den ich bewusstlos geschlagen habe. In der Mitte des Pentagramms steht eine uralte Hexe. Das schlohweiße Haar hängt ihr wirr ins Gesicht und über die knöchigen Schultern, die schlaffen Hängebrüste reichen ihr bis auf den nackten Bauch. Am Hals trägt sie eine matt leuchtende Kette mit einem kunstvoll gehörnten Dämonenkopf.

„Upu unti pi-ia iprusu!“ leiert die Hexe, einen Arm zur Decke erhoben, den anderen auf das Pentagramm gerichtet.

„Me mashtiti-ia umattu-u“, antwortet der Zirkel.

Eine der Mönchsgestalten ist deutlich korpulenter als die anderen, ich vermute, dass unter der Kutte Tamara steckt, eine fette Wölfin im Schafspelz. Feiern diese Irren eine schwarze Messe? Und falls ja, ist das Pentagramm aus Blut oder Barbecuesauce?

Für einen kurzen Moment holt mich die Vernunft ein und ich spiele mit dem Gedanken, mich aus dem Staub zu machen. Für einen solchen Einsatz ist mein Honorar zu kläglich. Vielleicht gibt sich der Neapolitaner ja damit zufrieden, dass seine Frau keine Fremdgängerin ist, sondern eine gewöhnliche Teufelsanbeterin.

Mein gesunder Menschenverstand kommt nicht dazu, sich durchzusetzen: als ich mich abwenden will, geschieht das Unerwartete. Einer der Mönche springt auf und richtet alle zehn Finger auf die nackte Hexe, eine beschwörende Haltung, die ich von alten Vincent Price-Filmen kenne.

Die Alte faucht auf wie eine Katze, der man auf den Schwanz getreten

ist und hebt abwehrend die Hände. Gleichzeitig schießt etwas aus den Fingerspitzen des Mönchs, eine bläulich leuchtende Lichtkugel. Das Lichtgeschoss trifft die Hexe mitten in die Brust, und die Alte explodiert wie ein Wasserballon, der von einem Mantelgeschoss getroffen wird. Eine Druckwelle erfasst mich, und ich werde nach hinten geschleudert, durch den Vorhang hindurch. Hätte ich vor einer Wand gestanden, wäre mir ein zerschmetterter Schädel sicher gewesen, doch dank meiner günstigen Position fliege ich rücklings durch den Korridor, überschlage mich mehrmals auf dem harten Zementboden und bleibe benommen auf einer der Kerzen liegen. Aus dem Raum, wo die schwarze Messe stattgefunden hat, kommt ein kollektiver Aufschrei, grässlich und unmenschlich — dann nur noch Totenstille.

Stöhnend rapple ich mich hoch, finde die Zeus zu meinem Erstaunen immer noch in meiner Hand, und wanke zum Zimmer zurück, von Grauen und einer morbiden Neugier erfüllt. Der schwarze Vorhang hängt in Fetzen vom Türrahmen. Ein beißender Geruch wie von Ammoniak und versengtem Haar schlägt mir entgegen. Ich halte den Atem an und spähe in den Raum. In alle Ecken verstreut liegen rauchende Mönchskutten, Gesichtsmasken und weitere Textilteile — aber keine Menschen. Nicht einmal abgetrennte Gliedmaßen. Nichts, was je gelebt hat.

Aus dem Augenwinkel erhasche ich eine Bewegung. Ich reiße die Zeus hoch, und auf einmal steht der Mönch mit den Donnerfingern vor mir. Hinter der Maske starren mich zwei stahlgraue Augen an, als wäre ich eine Erscheinung. Blitzschnell hebt er eine Hand in meine Richtung, und ich drücke ab. Ein Klicken kommt aus der Zeus, sonst nichts. Kein Knall. Keine Feuerzunge. Gar nichts. Noch nie habe ich bei dieser Waffe einen Rohrkrepierer erlebt. Der Mönch fixiert mich, bewegungslos, als wollte er sich mein Gesicht einprägen. In rascher Folge drücke ich drei weitere Male ab, und aus dem Lauf tropft etwas Glänzendes auf den Boden. Mir fällt die Kinnlade runter. Flüssiges Metall! Was zum Teufel hat der Kerl mit meinen Kugeln gemacht?

Bevor ich weiß, was geschieht, sprengt er an mir vorbei. Ich versuche, ihn mit einem Rundkick niederzustrecken, stattdessen fliege ich gegen die Wand, obwohl er mich nicht einmal berührt hat. Sofort setze ich ihm durch den Korridor nach, doch er hat mehrere Meter Vorsprung. Vor mir fällt die Tür mit einem Knall ins Schloss. Ich werfe mich gegen das rostige Metall, pralle zurück. Der Mistkerl hat sie irgendwie verriegelt — und vom Schlüssel fehlt jede Spur! Bis ich das Schloss ein zweites Mal geknackt habe, wird der Mörder mit dem Donnerkeil über alle Berge sein.

Der Mörder ...

Ich drehe mich um und schaue durch den Gang zum Tatort zurück. Hat da wirklich ein Mord stattgefunden? Ein Mord ohne Leichen? Von den

zwölf Schwarzmagiern im Raum — den verräterischen Mönch nicht mitgerechnet — ist nichts übriggeblieben. Kein Blut. Keine Haarsträhne. Keine Leichenteile. Nichts außer Kleidern. Was würde ich meinen Ex-Kollegen vom NYPD erzählen, falls ich sie zum Tatort rufe? Dass ein Jedi-Ritter in Mönchskutte ein Dutzend Satanisten mit einer Licht-Bazooka vaporisiert hat?

Ich reiße mir die Mönchskutte vom Leib, knacke das Schloss ein zweites Mal und schlüpfe hinaus. Vom Verräter ist nichts zu sehen. Bevor ich mich vom Acker machen kann, kommt mir ein Gedanke. Der gefesselte Mönch! Ich eile zum Hinterhof zurück und finde meinen Verdacht bestätigt. Auch von dem Wachmann, den ich k.o. geschlagen habe, bleibt nichts übrig als seine Kleidung. Die Plastikriemen, mit denen ich ihn gefesselt hatte, liegen auf dem rissigen Betonboden, als hätte nie ein Paar Hände darin gesteckt.

Irgendwas läuft hier total aus dem Ruder, und ich habe keine Ahnung, was. Ich renne durch die Gasse zur 32nd Street zurück in die zivilisierte Welt, wo nur der ganz normale Wahnsinn herrscht. Während ich zum Park haste, zerbreche ich mir den Kopf darüber, was ich dem neapolitanischen Gabelstaplerfahrer für ein Märchen auftischen werde. Zwei Dinge stehen fest: alles ist besser als die Wahrheit. Und ich brauche dringend einen Manhattan on the Rocks. Vielleicht auch drei.

Kessler

Brooklyn — Freitag, 20:19 Uhr

Hinter einer Hausecke versteckt beobachtet Kessler, wie der Mann im rotschwarz karierten Holzfällerhemd die 32nd Street hocheilt, in Richtung Greenwood Park. Wer ist der Kerl? Mitte dreißig, großgewachsen, athletisch gebaut, das dunkle Haar im Retro-Look der 50er Jahre gestylt. Kessler bemerkt den lockeren Gang des Mannes. *Unglaublich. Er bewegt sich, als wäre nichts geschehen.* War der Mann nicht vor wenigen Minuten durch die Luft geflogen? Hat ihn Kessler nicht als Zugabe gegen die Wand geschleudert?

Unauffällig folgt er ihm durch die Dämmerung, den Seesack mit der Mönchskutte über die Schulter geworfen. Er kann nicht zu den anderen gehören, überlegt Kessler. Sonst wäre er jetzt Staub. *Aber wenn er ein gewöhnlicher Mensch ist, wie hat er mein TeBat überlebt? Und was hatte er bei den L.O.L.-Anhängern zu suchen?*

Die Sonne ist hinter den Wolkenkratzern New Jerseys untergetaucht, aber die Lichtverhältnisse erlauben weiterhin eine Beschattung aus sicherer

Entfernung. Ohne die Mönchskutte ist Kessler trotz seiner Größe und muskelbepackten Gestalt einer unter vielen Parkbesuchern, ein unscheinbarer Spaziergänger. Kessler beschleunigt seinen Schritt, holt langsam auf.

Muss herausfinden, wer der Kerl ist.

Am südlichen Ende verlässt der Mann jetzt den Park, joggt locker über die Chester Avenue und biegt in die Minna Street ab, wo er auf ein schwarzes Cabriolet zusteuert, dem man sein Alter ansieht, einen aufgemotzten 65er Mustang mit Weißwandreifen. Ziemliche Rostlaube, denkt Kessler. Trotzdem starke Karre. Der satte Klang des 4.7-Liter-Motors wie sanftes Donnerrollen in der Stille — dann rast der Mustang mit quietschenden Reifen davon.

Kessler merkt sich das Autokennzeichen, schaut dem Mustang nachdenklich hinterher. *Das dürfte den Boss brennend interessieren.* Er zückt sein Handy und wählt eine Nummer.

Das Ticket

Brooklyn — Freitag, 20:24 Uhr

Mit sechzig Sachen und offenem Verdeck brause ich über die Beverly Road, in der Hoffnung, dass der Fahrtwind mir den Kopf klärt. Ohne Erfolg. Der Satanzirkel!

Die hutzelige Hexe.

Der Mönch mit dem Donnerkeil.

Die leeren Mönchskutten.

Was zum Geier hat das alles zu bedeuten? Tief in Gedanken erreiche ich die kleine, nach hinten versetzte Ladenstraße an der Clarendon Road und biege auf das Parkplatzgelände ab. Der ehemalige Trödeladen, der mir als Detektivbüro und Bleibe dient, ist eingepfercht zwischen einer Münzwäscherei und einem Schönheitssalon, der nach zehn Uhr abends mehr als nur Schönheit verkauft. Der Vorteil meines Büros ist, dass man jederzeit einen Parkplatz findet, der Nachteil, dass ich in einem fensterlosen Hinterzimmer mit dem Charme einer Besenkammer hause, weil das Geld nicht mal für einen Wohnwagen reicht. Zudem entwickelt sich das Gelände vor unseren Geschäften allmählich zum Mekka der Penner und Junkies von East Flatbush. Hanf aufs Herz, die Gegend ist eine der miesesten in Brooklyn. Die Liste von geklärten und ungeklärten Mordfällen in der Umgebung ist so lang, wie die der Revierkämpfe und Drogenkriege zwischen den Gangs der Crips, Jamaikaner, Haitianer und Grenader.

Die Parkreihe bei den Geschäften ist besetzt, ich parke drüben neben der Clarendon Road. Beim Aussteigen rolle ich mir eine American Spirit und überblicke das Gelände. Zwischen den Autos lungern die üblichen Schattengestalten herum, und ein strenger Geruch hängt in der warmen Abendluft, der Gestank von nicht abgeholten Müllsäcken vermischt mit dem Mief von Nagelpolitur und Katzenpisse - der Geruch von gestrecktem Crystal Meth. Die Kids und Gangstas, die hier abhängen, haben garantiert nicht das Geld für sauberen Stoff.

Ich lasse das Feuerzeug aufschnappen und — etwas ist anders als sonst. Die Stimmung fühlt sich gespannt und irgendwie künstlich an, als wäre die ganze Gegend eine Kulisse, durch die mich bedrohliche Wesen anlinsen. Vielleicht sind das auch nur die Nachwehen der Begegnung mit den Satanisten.

Ich schnicke den Daumen über das Reibrad, halte die Flamme an die Selbstgedrehte und denke unvermittelt an die Tätowierung auf dem Hals des Türstehers.

L.O.L.

Lucifer Our Lord.

Im Augenwinkel sehe ich eine Bewegung, eine verhüllte Gestalt, ich greife reflexartig nach der Zeus. Noch bevor ich das Halfter berühre, entspanne ich mich wieder. Nicht der Mönch mit den Donnerfingern, der mich aufgespürt hat, sondern ein stoppelbärtiger Penner mit einem großen, durchsichtigen Plastiksack voller Blechdosen auf der Schulter. Was lungert der Kerl in der Nähe meines Mustangs herum? Er bemerkt meinen Blick und macht einen torkelnden Bogen um mein Auto, weit vornübergebeugt, als wöge der Sack einen Zentner. Nein, der Gammler sieht nicht aus wie der verräterische Mönch mit den Special-Effects. Dennoch kreisen meine Gedanken um nichts Anderes. Nachdenklich ziehe ich an der Zigarette.

Der Zirkel. Die Hexe. Der Mönch.

Es muss einen rationalen Ansatz geben. Etwas ist explodiert, und ich bin rückwärts durch die Luft geflogen. Habe wahrscheinlich einen Schlag gegen den Kopf abbekommen. Vielleicht eine banale Gehirnerschütterung, die mich die Teufelsmesse nachträglich halluzinieren lässt. Nichts ist leichter täuschbar als die menschliche Wahrnehmung. Aber was ist wirklich geschehen, wenn ich alles nur geträumt habe? Am Säufervahn kann es kaum liegen. Selbst wenn ich mir ab und zu einen oder vier Manhattan genehmige, habe ich das Thema Alkohol voll im Griff. Oder zumindest besser im Griff als zu der Zeit, in der Kay mich verließ und ich keine andere Wahl hatte, als mich zwei Wochen lang mit Hochprozentigem zu betäuben.

Kay.

Die hübsche Kellnerin aus Pennsylvania, die es ein halbes Jahr mit mir

ausgehalten hat, ist seit zwei Monaten meine Ex-Kay. Obwohl ihr Geduldsfaden stärker als Kruppstahl war, habe ich ihr Durchhaltevermögen offenbar zu arg strapaziert.

„Tut mir leid, Ace“, hatte sie mit feuchtem, aber festem Blick gesagt. „Ich liebe dich, aber mit dir zu leben ist, als steckte man mit einem Tiger in einem viel zu engen Käfig — einem Tiger, der pausenlos auf und abgeht, ruh- und rastlos. Es bleibt mir nur eins: dir Platz zu machen.“

Kay.

Auch wenn ich sie schmerzlich vermisse, muss ich ihr Recht geben. Seit ich denken kann, fühle ich mich wie ein Rennwagen mit angezogener Handbremse bei Vollgas. Warum zum Geier bin ich derart rastlos? Woher das Gefühl, auf heißen Kohlen zu sitzen, woher die Ahnung, dass da noch mehr sein muss, viel, viel mehr?

Natürlich kenne ich all die ausgelutschten Binsenweisheiten wie ‚Krise als Chance‘ und ‚Du hast immer die Wahl‘ und das ganze Gedöns. Ich kann mich im Hamsterrad ziellos abstrampeln, bis mir die Puste ausgeht — oder meinem Leben eine neue Richtung, einen neuen Sinn geben. Nur hab‘ ich keinen blassen Schimmer, wie das geht. Seit meiner Entlassung aus dem NYPD vor drei Jahren fühle ich mich noch mehr wie eine tickende Zeitbombe, warte grimmig auf den Moment, der mich in ein neues Leben, in meine wahre Berufung katapultiert.

Doch nichts geschieht.

Nach der Zeit als Detective bei der Mordkommission ist das Leben als Privatschnüffler wie ein Schmierentheater, eine düstere Farce. Um mich finanziell über Wasser zu halten, suche ich entlaufene Katzen, und beschatte untreue Miezen wie heute die Satanistin oder ehebrechende Platzhirsche. Kein Wunder, dass die meisten meiner Berufskollegen saufen oder Prozac schlucken.

Mit der Zigarette im Mundwinkel schlendere ich auf meine Wohndetektei zu, kicke eine leere Bierdose über den Asphalt und schaue ihr nach, bis sie unter dem Schaufenster des Fastfood-Imbisses gleich neben der Münzwäscherei liegen bleibt. Im Schaufenster hängt ein gelbes Plakat mit einer ziemlich gelungenen Cartoon-Zigeunerin, darunter in dicken schwarzen Lettern *Probieren Sie unser saftiges ZIGEUNER-Schnitzel!*

Das einzelne, in Großbuchstaben geschriebene Wort irritiert mich. Warum wird Zigeuner dermaßen betont? Warum nicht das Schnitzel, oder saftig? Ich schnippe die Kippe auf den Asphalt und richte meinen Blick auf das Milchglasschaufenster meiner Detektei.

Ace Driller Private Investigator

Die geschnörkelten goldenen Buchstaben im Retrostil, knappe drei Jahre alt, sind von der Sonne verblichen und einige blättern ab. Ein Kunde — ein geschniegelter Dandy, der für ein Werbebüro arbeitet — hatte

versucht, mir einen neuen Aufdruck aufzuschwatzen.

„Mr. Driller, kein Mensch verwendet heute noch verschnörkelte Buchstaben. Dieser Retroschmalz ist *totaaal* out! Sie brauchen etwas Modernes, etwas Griffiges, mit harten, klaren Linien. Die Schaufensterscheibe ist Ihre Visitenkarte, guter Mann, das Herz einer jeden Detektei!“

Ich hatte dem Mann freundlich aber bestimmt erklärt, dass ich keine harten, klaren Linien wollte, sondern eine Schrift, die zu mir passt. Und dass ich voll auf die Fünfzigerjahre und deren Stil und Kultur abfahre, dass ich überzeugt bin, dreißig oder vierzig Jahre zu spät geboren worden zu sein. Als der Werbe-Geck auf seinem Standpunkt beharrte, warf ich ihn hinaus. Doch während ich jetzt den altmodischen Schriftzug betrachte, kommen mir Zweifel. Könnte es wirklich an der Aufschrift liegen, dass meine Detektei auch nach drei Jahren fast kundenlos vor sich hinsieht?

Nonsens!

Die innere Stimme meldet sich mit überraschender Forschheit. *Du weißt genau, woran es liegt.* Ich verziehe den Mund. Die lästige innere Stimme ist natürlich die ungeliebte Stimme der Wahrheit. Der Erfolg bleibt aus, weil ich nicht mit Herz und Seele bei der Sache bin. Weil es mich anödet, blöden Vierbeinern mit noch blöderen Namen wie Kitty, Fluffy oder Pussy nachzujagen. Weil es mich deprimiert, kaputten Ehen mit einem heimlich geschossenen Hochglanzfoto den Gnadenstoß zu geben. Und weil ich weiß, dass etwas Größeres auf mich wartet.

Etwas ... Aufregendes.

Ich ziehe den Schlüssel aus der Tasche, checke den Briefkasten neben der Tür — mehr aus Gewohnheit, nicht, weil ich wirklich etwas erwarte — und stutze.

Ein Brief.

Wie jeden Morgen habe ich den Briefkasten nach meinem Katerfrühstück — Bloody Mary mit Rollmops — geleert, alle Werbungen weggeschmissen, ebenso sämtliche Rechnungen, die nicht bereits im Betreibungsstadium sind. Jemand muss den Brief nach der regulären Postzustellung eingeworfen haben. Ich betrachte den Umschlag im Licht der Neonlampe in meinem Schaufenster. Altrosa. Kein Absender. In mädchenhafter Schrift steht ‚Für Ace Driller — von einer begeisterten Kundin.‘

Ich schaue mich misstrauisch um. Die letzte zufriedene Kundin, deren krätzig Perserkatze ich in einer Garage wiedergefunden hatte, ist vier Monate her. Handelt es sich hier um einen Jux? Oder gar eine Falle?

Kurzentschlossen reiße ich den Umschlag auf und fische zwei pastellgelbe Tickets heraus, zwei Freikarten für den Luna Park unten in Coney Island. Zwei Tickets, nicht eines. Für einen flüchtigen Augenblick

flammt eine irrwitzige Hoffnung in mir auf. Sind die Karten ein mysteriöses Zeichen, das mir Kay schickt? Eine Einladung, unserer Beziehung eine zweite Chance zu geben?

Dann holt mich die deprimierend nüchterne Stimme der Vernunft ein. Wahrscheinlich sind die Karten genau das, was sie zu sein scheinen: ein Dankeschön von einer Kundin, die nicht wissen kann, dass ich seit zwei Monaten wieder ein Single-Dasein friste und die zweite Karte total überflüssig ist.

Ich schnippe die Tickets zwischen den Fingern hin und her. Denke an den Luna Park, den ich bisher ausschließlich im Einsatz besucht habe, obwohl der Vergnügungspark kaum zwanzig Minuten entfernt liegt. Natürlich handelt es sich nicht um den altehrwürdigen Vergnügungspark, der 1903 nördlich seines jetzigen Standorts aufgemacht hatte und 1946 nach mehreren Bränden einem Wohnbauprojekt zum Opfer gefallen war. Die Neuauflage des Parks am Ufer des Atlantik, die erst vor sechs Jahren ihre Tore geöffnet hat, ist der alten Version zwar in technischer Sicht haushoch überlegen, doch fehlt ihr der Charme und das Flair der Jahrhundertwende.

Ich reibe mir das Kinn. Warum eigentlich nicht? Nach der Nummer mit den Satanisten ist meine Laune sowieso im Eimer, und ein wenig Rummelplatzstimmung kurbelt die Lebensgeister an. Die Alternative — sinnlose Soaps auf einem völlig veralteten Fernseher, der ganz von selbst von einem Kanal zum nächsten zappt, all dies in einem Sieben-Quadratmeter-Wohnzimmer: das Vollbild der Depression.

Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr. Kurz nach neun. Der Park hat bis Mitternacht geöffnet. Ich versuche, mich mit einem schiefen Grinsen anzustacheln.

„Dann mal ab ins Vergnügen.“

Ich drehe der Detektei den Rücken und schlendere zum Mustang zurück. In so einer Gegend ist Schlendern besser als zielgerichtetes Schreiten. Viel besser. Rasches Gehen signalisiert, dass man sein Leben im Griff hat, ein Ziel hat, was irgendwie nach Geld riecht und zwielichtiges Gesindel anzieht wie Mist die Fliegen.

In den wenigen Minuten, seit ich aus dem Mustang gestiegen bin, hat jemand einen Flyer unter den Scheibenwischer geklemmt. Bevor ich den Wisch zusammenknüllen und wegschmeißen kann, fällt mein Blick auf das Bild. Eine schwebende Kristallkugel, darum herum zwei beschwörende Hände mit langen, roten Fingernägeln. Leuchtend gelbe Buchstaben schweben über schwarzem Hintergrund.

Erfahren Sie Ihre Zukunft! Madame Jasmilla sieht alles!

Ich klemme den Flyer samt einer der beiden Eintrittskarten unter den Scheibenwischer des grauen Toyota Matrix neben mir, springe über die Vordertür des Mustangs auf den Fahrersitz und starte den Motor. Erfahren

Sie Ihre Zukunft ... so ein Quatsch! Dann drücke ich aufs Gas und düse los, in Richtung Luna Park — ohne die geringste Ahnung, dass mein Leben nie mehr das gleiche sein wird.

Dragomir

Sovata, Rumänien — 1409

Das Prasseln des Feuers im mannshohen Kamin hallt wider von den Wänden des Rittersaals. Die Flammen können die Kälte nicht aus dem leergeräumten Saal vertreiben, eine Kälte, die aus der sternenlosen Nacht durch die Burgmauern kriecht.

Mitten im Saal steht, die Stiefel fest auf dem Steinboden, Dragomir Funar, Burgherr und Gewaltherrscher über das Dorf von Sovata und die umliegenden Ländereien. Es ist sein zwanzigster Geburtstag, und trotz seiner jungen Jahre ist der Tyrann eine achtungsgebietende, ja, beängstigende Gestalt. Brennende Augen, das kantige Gesicht umrandet von einem Vollbart, breite Schultern, darüber ein langer Umhang aus dem Fell des weißen Steppenwolfs, den er eigenhändig mit der Axt erschlagen hat. Ein Lederwams auf der muskulösen Brust, darauf das rote Wappen des Drachenordens, ein rotes Kreuz mit gelb-flammenden Enden. Der *Ordinul Dragonului* wurde erst ein Jahr zuvor nach dem Vorbild des St. Georgs-Ordens gegründet, und Dragomir sieht sich nicht nur als einer der ersten Drachenritter, sondern auch als einer der wenigen, der begreift, dass der Kampf nicht nur den Osmanen gilt, oh nein! Der Feind ist überall, selbst im eigenen Volk, und es gilt dem Pöbel täglich zu zeigen, wer ihr Herrscher ist — und dass dieser Herrscher ein Gott ist.

Das Gesicht zeigt keine Emotion, doch die rabenschwarzen Augen funkeln wie aus Vorfreude. Zum ersten Mal seit Dragomir durch Vatemord den Thron an sich riss, hat er seinem Gefolge, seinen Dienern, Mägden und Leibeigenen, einen freien Tag gewährt, ja, sie von der Burg verwiesen. Für das, was er in dieser Novembernacht vorhat, braucht er absolute Ruhe, höchste Konzentration — und keine Zeugen.

Sein Blick gleitet über die Wände des Saals, von denen er hunderte von Hirschgeweihen, Bärenköpfen und andere Trophäen reißen ließ, zu dem Kamin, der ohne die goldenen und schmiedeeisernen Verzierungen wie der hungrige Schlund der Hölle aussieht. Die Räumung des ehemals reich geschmückten Rittersaals bedeutet für Dragomir den Auftakt zu seinem neuen Leben; heute Nacht noch wird in diesem Saal sein altes Ich sterben und ein neues auferstehen wie ein todbringender Phönix — geläutert von Verwundbarkeit, geheilt von Vergänglichkeit.

Grenzenlose Macht.

Ewiges Leben.

In wenigen Stunden wird er das Ritual vollziehen, das ihn von einem Menschen zu einem Gott machen wird. Einem gewaltigen, blutrünstigen Gott, der sich von Angst ernährt, in Grauen gedeiht.

Der Tyrann schließt die Augen und lässt alle Gedanken in seinem Kopf verstummen.

Es beginnt das Zeitalter des Dragomir Funar ...

Luna Park

Coney Island — Freitag, 21:33 Uhr

Ich parke den Mustang an der Surf Avenue und begeben mich in den Rummel des Parks. Mit einer Zuckerwatte in der Hand schlendere ich zwischen Karussells, Achterbahnen und Würstchenbuden umher. Von der Tickler-Achterbahn grinst ein fieses Jokergesicht auf mich herunter. Von der Wild River Wasserrutsche kommen die spitzen Schreie von Mädels, die nach der nassen Fahrt bei einem Wet T-Shirt Contest mitmachen können. Der Geruch von Hotdogs, kandierten Äpfeln, Maiskolben, gebackenen Orios und gebrannten Mandeln wabert umher.

Die Erkenntnis trifft mich rasch und hart. Es gibt nichts Deprimierenderes, als allein in einem Vergnügungspark voller fröhlicher Menschen herumzubummeln. Statt Ablenkung bringt mir der Luna Park am südlichen Zipfel von Brooklyn ein Gefühl der Ausgrenzung. Gleichzeitig ist da ein seltsames Kribbeln in meiner Magengrube, eine gespannte Erwartung, als läge etwas in der Luft. Ich betrachte meine Zuckerwatte und werfe sie kurzentschlossen in den nächsten Mülleimer.

Ziellos wandle ich herum, eine Zigarette im Mundwinkel, mein Ruhepuls deutlich höher als sonst. Irgendwas liegt in der Luft, daran besteht kein Zweifel. Und ich kann nur hoffen, dass es nicht die Erkenntnis ist, dass ich ein sinnloses, verfluchtes Leben führe. Rastlos suchen meine Augen nach etwas Unsichtbarem, etwas Verborgenen, das die Lösung bringen wird. Doch die Lösung zu was? Zu meiner witzlosen philosophischen Selbsterfleischung?

Ich lass die Kippe auf den Boden fallen und zertrete sie. Das Geschrei der Parkbesucher ist unerträglich, die Kirmesmusik nervtötend. Dennoch scheinen meine Füße eigene Pläne zu haben, nötigen mich weiterzugehen, in Richtung Meer statt zum Ausgang bei der Surf Avenue.

Dann sehe ich das Zigeunerzelt und bleibe wie vom Donner gerührt stehen. Der dunkelviolette Wigwam steht in der Ecke des Parks, gleich

neben der Strandpromenade. Staubig, abgetakelt und abweisend nimmt er den Platz ein, den offenbar niemand sonst haben will. Um den Eingang ist eine Leuchtgirlande drapiert, die bunten Lichter so trübe wie Glühwürmchen kurz vor dem Abwinken.

Ich rolle mir eine Zigarette, zünde sie an und schlendere auf das Zelt zu. Mit jedem Schritt bleibt der Rummel hinter mir zurück, als bewegte ich mich in einem luftleeren Raum, der keinen Schall trägt. Die schrägen Töne eines Leierkastens untermalen den Eindruck, mich in ein Niemandsland zu begeben. Selbst die Parkbeleuchtung scheint hier auf Sparflamme, seltsame Schatten kriechen um das Zelt.

Unwillkürlich denke ich an das gelbe Plakat mit der Cartoon-Zigeunerin in der Imbissbude neben meinem Büro (— ,*Probieren Sie unser saftiges ZIGEUNER-Schnitzel!* —), an die Kristallkugel auf dem Flugblatt unter meinem Scheibenwischer (— ,*Erfahren Sie Ihre Zukunft! Madame Jasmilla sieht alles!* —).

Das Kribbeln in meiner Magengrube wird intensiver. Wie zufällig kann Zufall wirklich sein?

Über die Schulter sehe ich den Strom von Parkbesuchern, die fröhlichen Gesichter jener Leute, die einfach für ein paar Stunden den Alltag hinter sich lassen. All das ist auf einmal weit entfernt. Selbst das Jauchzen der Jugendlichen auf der Cyclone-Achterbahn dringt wie aus einer fernen Dimension an mein Ohr.

Ich drehe mich dem Zelt zu. Es ist rund, mäßig groß, vielleicht acht Meter im Durchmesser. Über dem Eingang flackert eine Neonschrift.

ZIGEUNER-ORAK L! E FAHRE DEINE Z KUNFT!

Ich rümpfe die Nase. Zelt und Schrift sind der Inbegriff der Verwahrlosung. Hat es der Luna Park nötig, die letzten Quadratmeter auf Biegen und Brechen zu vermieten? Wahrscheinlich sitzt in dem Zelt eine alte Vettel vor einer Kristallkugel und brabbelt für ein paar Kröten wirre Prophezeiungen vor sich hin. Ihr Künstlernamen ist dann wohl Jasmilla, ihr wahrer Name ein unaussprechlicher polnischer Zungenbrecher.

Im Inneren ist es schwül und so dunkel wie in einer Kuh. Einen Moment lang sehe ich nichts. Dann erkenne ich die winzige Flamme einer Ölfunzel, die kaum mehr als sich selbst erhellt und die Dunkelheit unberührt lässt. Die Alte da drin kann von Glück reden, dass ich kein Cop mehr bin, sonst könnte ich sie schon wegen Missachtung der Brandsicherheitsbestimmungen einbuchen.

„Hallo?“ rufe ich in die Finsternis. „Jemand zu Hause?“

„Nein, ich hab' Feierabend.“

Die Stimme klingt weiblich. Genervt. Jung. Also keine Spinatwachtel mit polnischem Akzent.

„Und wenn ich dringend eine Beratung brauche?“

„Für dringend gibt's 'n Aufpreis“, kommt es aus dem Dämmerlicht.
„Firmenpolitik.“

Kein rollendes ‚R‘. Kein Osteuropaakzent, sondern Brooklyn pur. Neben der Ölfunzel erahne ich eine Silhouette, davor etwas matt Leuchtendes. Vorsichtig tappe ich durch das Dunkel, die Arme ausgestreckt. Aus der Blinde-Kuh-Perspektive erscheint das Zelt wesentlich grösser als von außen.

„Haste Bares?“ fragt die Silhouette.

„Klar.“

„Okay.“ Ein ‚was-soll's‘-Seufzer. „Komm her.“

Allmählich gewöhnen sich meine Augen an das Halbdunkel, und im Schein der Lampe sehe ich das Gesicht einer jungen Frau. Zwei grüne Augen blitzen mich an, in den Pupillen zuckt die Flamme der Öllampe. Schmolllippen, blutrot geschminkt. Ein bleiches Gesicht mit Cleopatra-Nase und einem Feuerwerk von Sommersprossen, die nicht zu der rabenschwarzen Haarmähne passen: eine Zigeunerin wie aus dem Bilderbuch, so echt wie ihre künstlichen Wimpern.

Na großartig.

Meine wenig motivierte Gastgeberin sitzt hinter einem niedrigen, mit schwarzem Samt beschlagenen Tisch, vor sich eine Kristallkugel, aufgefächerte Tarot-Karten und ein silbernes Pendel. Obwohl die Frau kaum zwanzig ist, strahlt sie die Kampfeslust einer Jungamazonen aus. Ein leises Zirpen ertönt, und ein Licht leuchtet in ihrer Schoßgegend auf. Eine Sekunde später tippt die Orakeldame mit fliegenden Fingern eine SMS in das Handy und lässt es auf magische Weise verschwinden. Ungeduldig nickt sie in meine Richtung.

„Setz dich!“

Während sie spricht glitzert ein winziger Diamant auf ihrem linken Schneidezahn auf. Umständlich nehme ich auf einem winzigen Hocker Platz, der knapp für ein Liliputanerkind reichen würde, und mustere die mutmaßliche Zigeunerin heimlich. Ihre Laune scheint sich durch die Aussicht auf Bargeld kein bisschen verbessert zu haben.

Ich schenke ihr mein Guter-Cop-Lächeln. „So jung und schon Wahrsagerin?“

„So alt und immer noch keine hippen Sprüche auf Lager?“

Sie hält meinem Blick stand, die verzogene Tochter der Königin der Nacht an einem ihrer schlechten Tage.

„Ich bin nicht so alt, wie die Sparbeleuchtung hier vermuten lässt“, sage ich. „Ich bin —“

„Fünfunddreißig.“

Ich nicke anerkennend. „Gut geschätzt.“

„Nicht geschätzt. Gewusst.“ Sie lehnt sich zurück — offenbar hat ihr

Stuhl im Gegensatz zu meinem Hocker eine Lehne — und verschränkt die Arme über etwas, das wie eine Nerzstola aussieht. „50 Dollar für eine Standortbestimmung. Im Voraus.“

Die schnippische Art der Möchtegern-Zigeunerin reizt mich. Ich werfe eine Fünfigernote auf den Tisch, innerlich aufstöhnend, dass ich mein Geld so leichtfertig für eine Ego-Nummer verprasse.

„Dann lass mal hören, was das Orakel für mich auf Lager hat.“

„Hand.“

Ich hebe eine fragende Augenbraue.

„Deine Hand!“ Ein ungeduldiger Zungenschmalzer. „Auf den Tisch. Handfläche nach oben.“

Der Mann, der diese Kratzbürste dereinst heiraten wird, ist ein armes Schwein, aber langweilen wird er sich bestimmt nicht. Betont lässig lege ich die rechte Hand neben die Kristallkugel auf den schwarzen Samt.

„Bevor du mit deinem Abrakadabra beginnst“, lächle ich, „darf ich fragen, wie du heißt?“

Sie bläst sich eine Haarsträhne aus der Stirn. „Willst du auch gleich meine Telefonnummer, Sugardaddy?“

Ich runzle die Stirn. „Sehe ich etwa so aus?“

„Hundertpro.“

„Autsch.“

„Esmeralda.“

„Kein Scheiß!“

„Wer weiß?“ Sie legt den Kopf schief. „Die Prinzessin bei Aladin heißt auch nur in der Disney-Version Jasmin. Ursprünglich hieß sie Badrulbudur. Das bedeutet ‚voller Mond aller Vollmonde‘.“

„Badrul-was?“

Sie verdreht die Augen. „Willst du nun wissen, wie es um dein Schicksal steht oder fühlst du dich nur einsam?“

Touché.

Entweder hat die Braut für ihre jungen Jahre eine stattliche Portion Menschenkenntnis gesammelt, oder das Elend steht mir schon auf die Stirn geschrieben. Mein Lächeln schmeckt säuerlich.

„Okay. Beindrucke mich.“

Sie beugt sich über meine Hand, ohne sie zu berühren. Da sie im trüben Licht garantiert keine einzige Linie meiner Handfläche erkennen kann, ist es offensichtlich, welche Masche sie anwenden wird: die gute alte Barnum-Nummer. Ein Potpourri von Binsenwahrheiten und Floskeln, die auf jeden zutreffen, und aus dem sich jeder das herauspickt, was er am liebsten hört.

„Hmm“, macht sie, während sie vorgibt, meine Handfläche zu studieren. „Ungewöhnlich. Allerdings nicht im positiven Sinn.“

Also kein Barnum-Effekt. Interessant. Plan B ist in solchen Fällen

meistens die Angst-Masche. Schäbig, aber effizient. Gleich wird sie mir mit Weltuntergangsmiene eröffnen, dass ein Fluch auf mir lastet — ein tödlicher Fluch, den sie für etwas Cash auflösen könnte. Für viel Cash mit Garantie. Ich behalte mein Pokerface bei, beschließe aber, der kleinen Hochstaplerin am Ende dieser Show die Leviten zu lesen. Kesse Schönheit hin oder her, die vorlaute Braut verdient einen Nasenstüber.

„Okaaay“, sagt sie, immer noch über meine Hand gebeugt, als fände dort eine Live-Übertragung statt. „Du mimst den harten Kerl. Machst einen auf Mister Macho. Damit versuchst du allerdings nur zu überdecken, dass du dich wie ein ruderloses Boot fühlst. Hast so ein schwammiges Gefühl, an deiner Bestimmung vorbeizuleben. Was erklärt, warum du über die letzten Jahre zu einem zynischen, rastlosen, einsamen Miesepeter geworden bist.“

Mein Lächeln erstirbt. Habe ich dieser Schiessbuden-Zigeunerin tatsächlich fünfzig Kröten dafür bezahlt, dass sie mich mit der Wahrheit kränkt?

Ohne Vorwarnung streicht sie mit dem Fingernagel über eine meiner Handlinien. Ein leiser Stromschlag fährt meinen Arm empor, und auch Esmeralda zuckt zurück.

„Du bist ein Cop!“ Aus ihrem Mund klingt das Wort wie ein Vorwurf. „Ein Cop oder ... nein, warte ... ein Schnüffler! Ein total erfolgloser Privatbulle.“

„Wenn du mit ‚erfolglos‘ auf meine Klamotten anspielst, das ist reine Tarn—“

„Psst!“ Die ärgerliche Falte zwischen ihren Augenbrauen lässt mich verstummen. „Nicht unterbrechen!“

Sie beugt sich so tief über meine Hand, dass ich ihren Atem fühlen kann. Wieder streicht sie mit dem Fingernagel über meine Handfläche, und das Kribbeln breitet sich weiter aus. Verdammte, bin ich wirklich so einsam?

„Du verbringst die meiste Zeit damit, vergeblich auf Kunden zu warten und über die Sinnlosigkeit des Lebens nachzugrübeln.“ Sie nickte, als sähe sie nun das volle Bild. „Du suchst nach den entlaufenen Katzen von schrulligen alten Damen und beschattest die Ehepartner eifersüchtiger Klienten. Deine letzten vier Beziehungen sind in die Brüche gegangen, weil du so rastlos bist wie ein Steppenwolf auf Amphetamin, ohne dass du es schaffst, dein Leben auch nur im Ansatz auf die Reihe zu bringen. Du trägst eine Knarre hinten im Hosenbund, eine ... eine SIG Sauer Zeus ... hey, schickes Teil!“

„Woher —“

„Ich sagte nicht unterbrechen!“ Die grünen Augen blitzen mich böse an. „Deine letzte Freundin hat dich vor zwei Monaten verlassen, weil ein Leben mit dir sich anfühlt, als lebte man unter einer Hochspannungsleitung. Du

liegst mit der Miete drei Monate im Rückstand, bist so gut wie pleite, und du — “

„Stopp!“ Ich reiße meine Hand weg. Meine Wangen glühen. „Das ... das ist ein hässliches, abgekartetes Spiel!“

„Was auch immer.“

„Oh ja! Irgendjemand, der mich verflucht gut kennt hat — “

„ — mich hier aufgestellt und irgendwie dafür gesorgt, dass du direkt in mein Zelt läufst. Hab schon geistreichere Thesen gehört.“ Sie zückt ihr Handy, checkt eine SMS und lässt es wieder verschwinden. „Willst du nun eine ganze Lesung? Schicksal, Berufung und so?“

„Hey, ich hab‘ dir bereits fünfzig Piepen bezahlt!“

„Fünfzig kostet die Standortbestimmung. Für das Rundum-Zufrieden-Paket brauche ich einen Hunderter.“

„Das ist Abzocke!“

„Das ist mein Ansatz. Und falls das dein Budget überfordert, werde ich gleich jetzt meinen längst überfälligen Feierabend einläuten.“

Sie greift sich ins Haar und zieht dieses kurzerhand vom Kopf. Unter der Perücke springt ein wilder blonder Haarschopf hervor, ein widerspenstiges Durcheinander, das ihr bis zu den Schultern reichte. Ohne die Perücke gleicht die falsche Zigeunerin einer jungen Kim Wilde in ihrer Rockröhrenzeit, als sie noch vierzig Pfund weniger auf den Rippen hatte. Mit spitzen Fingern zieht sie eine winzige Plastikdose aus einer winzigen Bauchtasche mit Lederfransen, saugt mit einem Gummistöpsel die grünen Kontaktlinsen aus den Augen und setzt eine rundglasige Strelnikov-Brille auf, die sie schlagartig in eine widerborstige Soziologiestudentin verwandelt. Fasziniert schaue ich der Transformation zu.

„Ah!“ seufzt sie und reibt sich mit den Handballen die Augen. „Das tut gut. Das vermaledeite Zelt hier ist so staubig, dass mir die Linsen wie Kieselsteine auf der Hornhaut scheuern.“

„Immer noch Esmeralda?“ frage ich.

Sie betrachtet mich abwägend und nagt dabei an ihrer Unterlippe, so dass der Diamant auf ihrem Schneidezahn funkelt.

„Nach Feierabend einfach Chloë“, sagt sie schließlich. Sie steht auf, zieht sich die sicherlich unechte Nerzstola vom Hals, wirft sie neben die Perücke auf den Tisch und stiefelt an mir vorbei. „Man sieht sich, Sherlock.“

Ich berühre sie an der Schulter. „Moment!“

Die Geschwindigkeit, mit der sie mir die Hand wegschlägt, ist atemberaubend.

„Finger weg!“ zischt sie.

„Sorry.“ Ich mache einen Schritt zurück, die Hände erhoben. „Sag mir, wie du das machst.“

„Wie ich mir Typen wie dich vom Leib halte?“

„Nein.“ Ich mache eine vage Geste in Richtung Kristallkugel. „Mal ehrlich — wer hat dir das ganze Zeug über mich erzählt?“

Sie fährt sich mit den Händen durch das wilde Haar. Seufzt verdrießlich. „Mir braucht niemand was zu erzählen. Ich habe das Auge.“

„Das was?“

„Das Auge. A-U-G-E. Den sechsten Sinn. Übersinnliche Wahrnehmung. Paranormale Intuition. Soll ich dir ’nen Wikipedia-Link schicken?“ Sie geht um mich herum, in Richtung Ausgang. Ich widerstehe dem Impuls, sie festzuhalten.

„Chloë, warte! Ich will mehr hören.“

Sie bleibt stehen, ohne sich umzudrehen. „Du kennst die Spielregeln: nochmals fünfzig Mäuse, oder ich bin weg.“

„Geht in Ordnung.“

Sie dreht sich zu mir um und nickt in Richtung Ausgang. „Okay. Aber nicht hier drin. Hab null Bock, eine Minute länger als nötig in dieser muffigen Bude zu verbringen. Komm.“

„Wohin?“

„Raus. An die frische Luft.“

Ich folge ihr aus dem Zelt. Im grellen Licht der Kirmes habe ich erstmals die Gelegenheit, sie ausführlich zu betrachten. Die hellblauen Glockenhosen stammen bestimmt aus einem Secondhandladen für Hippies, die bunte New Age-Bluse scheint eher luftgetrocknet als gebügelt. Unter der trashigen Kleidung lassen sich äußerst gelungene weibliche Rundungen erahnen.

Ich schließe zu ihr auf.

„Chloë, sag mir mein Geburtsdatum!“

Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen. „16. November 1981. Du bist Skorpion, Aszendent Widder.“

„Wie zum Geier —“

„Manno!“ Sie wirft mir einen genervten Seitenblick zu. „Stehen bei dir zehn Elefanten auf der nassen Zündschnur? Ich hab’s wirklich drauf, und du ahnst nicht mal im Ansatz, wie sehr es mich anödet, für die Liga in diesem idiotischen Zelt rumzuhängen, um Leute wie dich zu über—“

Abrupt bricht sie ab und nagt wieder an ihrer vollen Unterlippe, den Blick zu Boden gerichtet.

Ich runzle die Stirn. „Liga?“

„Vergiss es.“ Sie beschleunigt ihren Schritt, das Kinn hochmütig erhoben. Ich halte mit.

„Um Leute wie mich zu über ... prüfen?“

„Keine Ahnung, von was du laberst. Willst du nun deine Bestimmung erfahren oder was ist?“

Ich denke an die fünfzig Dollar, die Chloë für den Rest der Show verlangt. So ziemlich mein letztes Geld.

Willst du nun deine Bestimmung erfahren?

Grundsätzlich glaube ich so sehr an Bestimmung wie an die unbefleckte Empfängnis. Was aber, wenn ich schief liege? Was, wenn die dreiste Blondine der einzige Mensch auf der Welt ist, der meinen wahren Lebenszweck kennt?

„Ein letzter Test!“ sage ich, während wir an einer Schießbude vorbeigehen. „Ich muss wissen, ob du dein Geld wirklich wert bist. Wie heiße ich?“

„Dein Name ...“ Sie fasst sich mit Daumen und Zeigefinger an die Nasenwurzel, ohne stehen zu bleiben. „Namen sind anstrengender als Geburtstage. Du nennst dich ... Ace.“

Eine kühle Hand berührt meinen Nacken. „Ich will verdam—“

„Pssst!“ Die kämpferische Falte zwischen ihren Augenbrauen meldet sich zurück. „Dein richtiger Vorname ist ... Anthony. Anthony William. Und dein Nachname ist ... Driller? Oh mein Gott, du heißt wirklich Driller! Krass!“

Ihr kehliges Lachen ist ebenso überraschend wie sexy.

„Okay“, sage ich gedehnt. „Ich bin beeindruckt. Ziemlich von den Socken. Falls ich dir die restlichen fünfzig Mäuse gebe, verrätst du mir dann deinen Trick?“

„Für hundert Piepen katalysiere ich dich vom Saulus zum Paulus.“ Sie lächelt wie über einen Insiderwitz. „Ich sehe nämlich, dass du darauf brennst, deine wahre Bestimmung zu erfahren.“

Ich schaue sie scharf an, während ich meine abgegriffene Brieftasche hervorziehe und den einzigen verbleibenden Schein herausschäle.

„Hier. Dein Honorar.“

Chloë hebt den Schein gegen das Scheinwerferlicht des Riesenrads und stopft ihn dann in ihre mit Fransen besetzte Bauchtasche.

„Okay — Ace.“ Sie nickt zum bunt leuchtenden Riesenrad etwa zwanzig Meter weiter vorn. „Hier ist der Deal: wir suchen uns ein hübsches Plätzchen in Stacy's Eisdiele gleich dort neben dem Wonder Wheel. Du lädst mich zu einer Margarita ein, und ich erzähl dir alles, was du wissen musst, um mit deinem Leben richtig durchzustarten.“

Ich schaue über ihre Schulter in Richtung Zelt. „Was ist mit der Kristallkugel? Den Karten? Brauchst du keine ... Utensilien?“

Sie stemmt die Hände in die Hüften.

„Ace, niemand kann in Kristallkugeln lesen! Ich kann nicht mal richtig aus der Hand lesen, obwohl das einige Chirologen echt gut draufhaben. Ich hab' schlicht und ergreifend den sechsten Sinn. Für deine hundert Piepen kriegst du also das einzig Wahre, ohne dass ich dafür eine völlig unnötige

Show abziehen muss. Geht das für dich klar?“

„Absolut. Nur aus der Margarita wird nichts.“ Ich halte ihr meine leere Brieftasche unter die Nase. „Du bist nämlich nun die offizielle Eigentümerin meiner letzten Kohle.“

Sie guckt neugierig in die Brieftasche, die Lippen geschürzt. „Nun ja, dann will ich mal nicht so sein. Ich mach dir ’nen Spezialpreis. Zweiundneunzig Dollar für die Beratung, und du lädst mich zu einer Erdbeer-Margarita ein. Mit Schirmchen. Sechs Dollar, mit Trinkgeld acht. Summa summarum hundert gute alte amerikanische Dollar. Ein Schnäppchen!“

Ich fixiere die junge Frau, die auf dem besten Weg ist, mein Weltbild nachhaltig zu erschüttern. Ohne die Kontaktlinsen sind die Augen hinter der Studentenbrille mahagonibraun, mit goldenen Speichen, und in ihren Pupillen schimmert eine schalkhafte Intelligenz. Mir fällt auf, dass ich in den letzten Minuten — zum ersten Mal seit Monaten — kein einziges Mal an mein verpfushtes Leben gedacht habe. Wenn das keine Margarita mit Schirmchen wert ist, was sonst?

„In Ordnung“, sage ich. „Gehen wir.“

Ūraton

Sovata, Rumänien - 1409

Durch breite Nasenlöcher atmet Dragomir die kühle Luft des Rittersaals, atmet den Geruch von kaltem Schweinefett und den säuerlichen Gestank von Erbrochenem, für einen Moment zurückversetzt in das wilde Festgelage der letzten Tage, das in diesem Saal stattgefunden hatte. Ja, er hat den Abschied von seinem menschlichen Leben zu feiern gewusst. Hat getrunken, getanzt, Frauen geschändet, Verbrecher und Leibeigene mit seinem Schwert aufgeschlitzt, ihre Eingeweide den Hunden vorgeworfen. Das Leben war ein düsteres, wüstes Gelage, und mit jeder Orgie der Lust und Gewalt wurde Dragomirs Hunger größer.

Er senkt den Blick und schaut auf die Utensilien, die er für das Ritual vorbereitet hat. Ein Kupferkessel, gefüllt mit Kohlestücken. Ein silberbeschlagener Krummdolch, mit dem er unzähligen osmanischen Krieger die Kehle durchschnitten oder Körperteile abgetrennt hat - meistens aus reinem Vergnügen. Eine goldene Schale, gestrichen voll mit einer scharf riechenden, grünlichen Pomade. Eine silberne Phiole, gefüllt mit einem mattschwarzen Pulver.

Er lässt das Wolfsfell zu Boden gleiten, steigt aus den Stiefeln,

entkleidet sich, bis er nackt in der Mitte des Saals steht, den Rücken zum Feuer. Unruhige Schatten zucken über die Wände, stumme Geister, die ihren Meister umringen.

Geschmeidig bückt sich der Burgherr, greift ein Stück Kohle aus dem Kessel und geht barfuß zur Wand zu seiner Rechten, wo die Geister des Ostens hausen. In seiner Entrückung fühlt er weder den Frost des Steinbodens noch die Kälte der Luft. Einen Moment lang steht er bewegungslos vor der Wand, sammelt sich - und schreibt dann mit der Kohle in kühnen Buchstaben an die Wand, wieder und wieder, das eine Wort:

ÛRATON

Die Prophezeiung

Coney Island — Freitag, 22:06 Uhr

Stacy's Eisdielen ist einer polynesischen Strandhütte nachempfunden, das runde Dach mit Palmwedeln belegt. Das Eis — das beste in Brooklyn, falls man dem verblichenen Reklameschild Glauben schenken will — wird in unechten Kokoschalen serviert, die Cocktails in bunten Art Déco-Gläsern. Von unserem Bistro-Tisch haben wir eine beeindruckende Aussicht auf Deno's Wonder Wheel, dem hell erleuchteten Riesenrad, einem der Wahrzeichen von New York City.

Durch einen dicken Strohhalm schlürft Chloë von ihrer Margarita und wirkt zufrieden wie eine Katze, die man hinter den Ohren krault — eine struppige Katze, wenn ich mir ihr unbändiges Haar anschau, das nur eine knappe Pflegestufe von Dreadlocks entfernt ist. Ich betrachte ihr Gesicht mit der Studentenbrille, die Flower-Power-Kleidung, und denke an die Metamorphose von der Zigeunerin Esmeralda zu Chloë, dem öko-alternativen Blumenkind. Wer ist die Frau?

„Nicht öko-alternativ“, sagt Chloë, als hätte ich laut gesprochen. „Ich bin eine Hipster.“

Ich verschränke die Arme. Starre sie an. „Du ... du liest meine Gedanken?“

„Klar. Dafür hast du mich ja bezahlt, oder?“

Ich atme betont langsam durch. „Nein, habe ich nicht. Ich habe dir mein letztes Geld gegeben, um zu erfahren, ob es in meinem Leben einen blinden Fleck gibt. Einen ... einen vorbestimmten Weg, den ich einfach nicht sehe.“

Chloë schlürft weiter, während sie mich über ihr Glas hinweg neugierig mustert. „Weißt du überhaupt, was eine Hipster ist?“

„Ist das deine Art, auf meine Fragen einzugehen?“

„Dann lass mich dich mal erleuchten. Eine Hipster ist eine aufgeklärte, intelligente junge Frau, die sich gegen alles stellt, was Mainstream ist. Und da ich Wassermann bin, ist Mainstream in meinem Weltbild ein anderes Wort für Abwasserkanal.“

Obwohl wir uns kaum eine halbe Stunde kennen, habe ich eines bereits begriffen: Chloë ist eine Klugscheißerin. Eine ziemlich faszinierende Klugscheißerin, wenn man hinter die Hipster-Fassade schaut, aber dennoch eine Klugscheißerin. Ich betrachte, wie der Pegel der Margarita unter dem Sog ihrer Lippen stetig sinkt.

„Also gut, Chloë — nochmals von vorn. Die Nummer vorhin war also kein Trick, keine Handlesekunst, sondern reine Intuition?“

Mit geschürzten Lippen schaut sie in das Cocktailglas mit dem erdbeerrotten Gesöff.

„Anthony — “

„Ace.“

„Okay. Ace.“ Sie zieht das Schirmchen aus dem Glas, lutscht die Maraschinokirsche vom Stiel und lässt das Schirmchen zwischen den Fingern rotieren. „Du bist ein Ex-Cop. Ein kerniger, hemdsärmeliger, Brooklyn-stämmiger ehemaliger Gesetzeshüter. Aus psychologischer Sicht ist es absolut verständlich, dass du dich gegen die Vorstellung von Wahrsagerei und PSI-Kräften sträubst. Allerdings sollte dir bewusst sein, dass du dich nur an ein rationalisierendes Lebenskonzept klammerst, weil du mit einer anderen Realität nicht umgehen könntest.“

Ich starre auf das rotierende Schirmchen, überzeugt, dass mein Gehirn genauso schnell in meinem Schädel rotiert.

„Du bist also nicht nur Prophetin, sondern auch Psychologin und Philosophin.“

Zwischen Chloës Fingern kommt das Schirmchen abrupt zum Stillstand.

„Sarkasmus. Klassisches Zeichen von niedrigem Selbstwertgefühl.“ Sie beugt sich nach vorn. „Auch wenn das für dich Neuland ist, ich habe das ‚Auge‘ wirklich. Was soll ich sagen, ich bin eine Laune der Natur. In meiner Familie sind viele Frauen einigermaßen hellichtig, aber ich bin ein verdammtes Ausnahmetalent. Ein Freak. Was in vielen Belangen ein Fluch ist.“

Ich beuge mich ebenfalls nach vorne, so dass ich die goldenen Speichen in ihren Augen sehen kann.

„Wieso ein Fluch? Ist doch Hammer, in anderen Leuten lesen zu können wie in Wikipedia. Damit wäre ich beim NYPD in kürzester Zeit zum Hauptkommissar avanciert.“

Abrupt dreht Chloë den Kopf zur Seite und starrt zu dem Strom von

Parkbesuchern vor der Eisdiele.

„Du hast keine Ahnung, wie sehr ich mir wünsche, wie all die anderen da draußen zu sein.“

„Wieso?“

Ihre Brille funkelt im Licht der tausend Riesenradlampen.

„Hellsichtigkeit ist ein Alptraum. Jedes Mal, wenn ich einen anscheinend netten Kerl kennenlerne, brauche ich nur in seiner Nähe zu sein, und ich bekomme mehr mit, als mir lieb ist. Und wenn ich ihn dann berühre, macht es wummm! und ich muss die Flucht ergreifen.“

„Wenn du ihn ... berührst?“

Sie nickt, ihre Miene düster. „Wenn ich jemandem körperlich nahe bin, kommen die Infos in Fragmenten. Wie wenn man mit dem Auto durch eine Berglandschaft fährt und das Radio immer wieder ausfällt. Wenn ich aber jemanden berühre, dann ist die Verbindung wie Highspeed-Internet. Was oft gruseliger ist als der Abendkrimi.“

„Ah, jetzt fällt der Groschen!“ Ich schnippe mit den Fingern. „Das mit dem Handlesen ist also nichts als ein Vorwand, um die Menschen zu berühren — und sie dabei zu durchleuchten?“

Sie nickt. „So in etwa. Genau genommen unterdrücke ich mein Talent so oft es geht.“

„Wahnsinnig.“

„Wahnsinnig ätzend.“ Wieder erscheint die Falte zwischen ihren Augenbrauen. „Ein Date, eine Berührung, und schon sehe ich, was für ein Waschlappen oder Psycho mir gegenüber sitzt. Wenn das so weitergeht, ende ich noch im Kloster. Wusstest du, dass fünfundachtzig Prozent aller Männer, die beim Sex an einer Herzattacke sterben, dies in fremden Betten tun?“

„Klingt, als wären alle Männer Schweine.“

Noch während mir die Worte rausrutschen, denke ich an Chloës Berührung vorhin und frage mich mit plötzlichem Unbehagen, was sie wohl in mir gesehen hat. Was auch immer es war, sie lässt sich nichts anmerken.

„Nicht alle. Aber erschreckend viele. Wie gesagt, ich muss oft einen Schutzwall aufbauen, damit ich nicht zu viel mitbekomme.“ Wieder lässt sie das Cocktailschirmchen rotieren. „Einfach ekelhaft, wie viele verheiratete Männer in das Zelt kommen, schmierige Typen, die auf eine schnelle Nummer mit der kleinen Zigeunerschlampe aus sind. Typen, die ihr Auto, ihr Smartphone und ihren Fernseher besser behandeln als ihre Ehefrau. Männer, deren Fantasien so krank sind, dass mir übel wird. Ich kann es kaum erwarten, bis —“

„ — die Liga dich freilässt?“

Sie starrt mich an. Schiebt sich die Brille auf die Nase.

„Das ... das geht dich nichts an.“

Sogleich ist da wieder jene Wand von Trotz und Zickigkeit. Bingo, denke ich. Ich muss herausfinden, was es mit dieser mysteriösen Liga auf sich hat. Ist die junge Frau vor mir gar das Opfer eines bizarren Frauenhandel-Rings, der mit der Zigeuner-Nummer eine ganz spezifische Marktlücke abdeckt? Unangenehme Erinnerungen an meinen letzten Fall als Cop steigen in mir hoch, an den Fall, der das Ende meiner Karriere beim NYPD eingeläutet hat. Ich muss mehr wissen, fühle aber instinktiv, dass dies nicht der richtige Moment ist, um weiter vorzustoßen. Ich beschließe, auf den Grund unseres Tête-à-Tête zurückzukommen.

„Dann schieß mal los — wie war das mit meiner Bestimmung?“

Chloë schiebt den Drink zur Seite. „Gib mir deine Hand.“

Ich zögere. Meine Zweifel an ihrer Hellsichtigkeit sind weitgehend zerbröckelt, dafür kommen Bedenken aus einer ganz anderen Ecke. Bedenken, die zu diffus sind, um sie klar zu benennen. Habe ich Angst, dieser wildfremden Frau meine Seele zu offenbaren? Nein, das ist es nicht. Meine wahre Furcht ist eine ganz andere: Will ich tatsächlich wissen, was das Leben mit mir vorhat? Was, wenn sie mir erzählt, dass ich den Rest meines Lebens als obdachloser Penner in Brooklyn verbringen werde? Was, wenn mein Boot bereits gestrandet ist, bevor es das Ufer verlassen hat?

Chloë schaut mich ruhig an, die Miene unergründlich. Vielleicht ist es die Karnevalsbeleuchtung des Wonder Wheels, vielleicht auch reine Einbildung — jedenfalls scheinen die goldenen Speichen in ihren Augen von innen zu leuchten. Ein eigenartiges Schwindelgefühl überkommt mich. Hypnotisiert sie mich etwa?

Meine Hand scheint keine Geduld für innere Dialoge zu haben und kriecht wie von allein über den Tisch zu Chloë. Ohne Umschweife nimmt sie meine Hand fest zwischen die ihren und schließt die Augen. Ihre Hände sind auffällig warm, als hätte sie ein plötzliches Fieber ergriffen.

„Chloë, was —“

„Pssst!“

Die Hitze ihrer Hände nimmt zu, wird ungemütlich, als stecke meine Hand in einem Waffeleisen. Wenige Schritte neben uns ziehen Scharen von Parkbesuchern vorbei, ohne zu bemerken, dass hier etwas total Abgefahrenes vor sich geht.

Einen langen Moment sitzt Chloë reglos da, eine Marmorstatue mit Sturmfrisur und glühenden Händen. Dann geht ein Zucken durch ihren Körper, ihre Augen fliegen auf, und sie starrt direkt durch mich hindurch. Ihre Lippen bewegen sich lautlos. Als sie endlich spricht, ist ihre Stimme leise, als käme sie von weit, weit her. Leise — und drei Oktaven tiefer als zuvor.

„Clark!“ sagt die Stimme.

In meinem Nacken richten sich alle Härchen auf. Clark? Die

Basstimme mit dem steifen britischen Akzent kommt mir unheimlich vertraut vor. Dinsdale, schießt es mir durch den Kopf. John Dinsdale. Gleichzeitig habe ich keinen blassen Dunst, wer dieser Kerl sein sollte. Ich kenne keinen Dinsdale. Die Hitze in Chloës Händen wird noch intensiver, und ich beiße die Zähne zusammen. Ein paar Grade mehr, und ich werde von dieser irren Vorstellung Brandblasen davontragen.

„Heiliges Kanonenrohr, Clark!“ ruft die Basstimme aus Chloës Mund, der Tonfall erstaunt und amüsiert zugleich. „Du bist es wirklich! Was für eine absonderliche Bekleidung du trägst ... und wie jungenhaft du aussiehst ohne dein Menjoubärtchen!“ Dann, mit bedauerndem Unterton: „Ein Jammer, dass sie dich erwischt haben. Und eine Schande, dass wir die Nachwelt glauben lassen mussten, du seist einem Herzinfarkt erlegen. Aber was sollten wir tun? Die Liga darf nicht auffliegen. Niemals!“

Mein Kehlkopf macht sinnlose Hüpfbewegungen. Wenn ich einen Laut hervorbringen könnte, wäre es vermutlich ein Schrei.

Währenddessen starrt Chloë weiterhin ins Nirgendwo, die Augen glasisch, die Miene wächsern, als hätte die ganze Szene hier nicht das Geringste mit ihr zu tun.

„Chloë?“ flüstere ich. „Was geht hier ab?“

„Wer ist Chloë?“ fragt die Basstimme durch ihren rotgeschminkten Mund. „Egal. Clark, hör mir gut zu.“

Ich fahre mit der Zunge über meine tauben Lippen. „Ich bin nicht —“

„Du musst den Kampf fortsetzen. Die Mission zu Ende führen. Um jeden Preis! Es ist deine Bestimmung!“

„Mein Name ist nicht Clark!“ Mein Mund ist staubtrocken. „Mein Name ist —“

„Clark Gable!“

Worte wie Donnerhall. Worte, die mich treffen wie die Druckwelle einer Granate. Das ist nur eine Show! fiept eine panische Stimme in mir auf. Du hast der Kleinen hundert Mäuse dafür bezahlt, dich zu blenden!

Mein Bauchgefühl glaubt kein Wort davon.

Clark Gable.

Von tausend Promis und Schauspielern hätte Chloë jeden wählen können, und der Name hätte mich kaltgelassen. Aber Gable! Die Mutter aller Gänsehäute kriecht mir über den Rücken. Was hier abläuft ist gruselig. Und echt. Chloës Lider zucken, und dahinter sieht man nur noch das Weiße ihrer Augen.

„Prometheus ...“

Die Basstimme klingt nun meilenweit entfernt, ein Radio, dessen Batterie am Erlöschen ist, irgendwo weit draußen in der Wüste. „Nur du ... Mission ... zu Ende führen ...“

Meine Hand brennt wie Feuer, doch meine Eingeweide sind flüssiges

Eis. Ich überlege, ob Chloë mir eine Droge in meinen Drink gemischt hat — und erinnere mich dann, dass ich gar keinen Drink habe.

Chloës Atem wird rascher. Flacher.

„Du musst dich ... erinnern“, haucht die Basstimme aus einer fernen Galaxis. „Sonst ist ... alles verloren ...“

Mit dem Oberkörper wankt Chloë vor und zurück, vor und zurück, ein unheimliches Pagodenwackeln, und immer noch hält sie meine Hand eisern fest. Ich bereite mich vor, sie aufzufangen, für den Fall, dass sie einen epileptischen Anfall erleidet. Ihre Brust hebt und senkt sich bedrohlich schnell, eine Hyperventilation, bei der nichts Gutes herauskommen kann.

Unversehens geht ein Beben durch ihren Körper, und sie kippt nach vorne. Ich reiße meine Hand los und fange ihren Kopf auf, bevor er auf die Tischplatte knallt. Während ich sie halte, schiele ich zu den vorbeibummelnden Passanten hinüber. Keiner scheint zu bemerken, dass hier gerade eine Episode aus der Twilight Zone abläuft. Ich tätschle Chloës bleiche Wangen.

„Hey, hey! Aufwachen!“

Langsam richtet sie den Kopf auf und verpasst mir eine halbherzige Ohrfeige.

„Nicht ... anfassen.“

„Chloë!“

Sie blinzelt, und ihr Blick wird klarer.

„Wow“, sagt sie, ihre Worte leicht verwaschen. „Das war ... ziemlich schräg.“

„Das sagt die Richtige! Mit deinem Bierbass hättest du Leonard Cohen Konkurrenz machen können. Wirkst du neben der Wahrsagerei auch als Bauchrednerin?“

Sie versucht, mit dem Finger ihre Brille auf die Nase zu schieben und verpasst zweimal den Nasensteg.

„Quatsch. Da hat jemand von mir Besitz ergriffen, als wäre ich ein Mietwagen!“

Trotz ihrer flapsigen Haltung sehe ich deutlich, dass sie mitgenommener ist, als sie es sich eingesteht. Ich fixiere sie mit meinem Cop-Blick.

„Die Show war also keine Masche?“

„Nö.“

„Und auch keine Hellseherei?“

„Sowas von gar nicht!“ Sie funkelt mich ärgerlich an. „Dieser Dinsdale hat mich benutzt! Hat mich einfach zur Seite gedrängt, in die Zuschauerränge, und meinen verdammten Körper benutzt! Weißt du, was das war? Das war Nötigung!“

„Moment! Woher weißt du, dass der Bierbass Dinsdale heißt? Er hat

mit keinem Wort seinen Namen erwähnt!“

„Hey, ich stand vielleicht etwas neben der Spur, aber ich war nicht im Koma. Außerdem habe ich das ‚Auge‘, schon vergessen?“ Sie fasst nach dem Strohalm ihrer Margarita, greift ins Leere und schafft es beim zweiten Anlauf. „Also? Was ist deine Bestimmung?“

„Meine Be—“ Ich starre sie an. „Das solltest doch wohl du mir sagen!“

Sie macht einen Schmolmund. „Tut mir leid, Mister Macho-Detektiv, aber ich habe von dem ganzen Zirkus nur die Hälfte mitbekommen. Ist alles andere als prickelnd, von so einem dahergelaufenen Geist drangsaliert zu werden! Wer ist dieser Clark Gay-Bell überhaupt?“

„Gable, nicht Gay-Bell.“ Ich schüttele den Kopf. „Du willst behaupten, dass du ihn nicht kennst? Er war einer der größten Hollywood-Stars.“

„Zu der Zeit, als die Dinosaurier die Welt bevölkerten, nehme ich an.

„Fünfziger Jahre!“

„Sag ich ja. Also, wenn dieser Gable längst Geschichte ist, bedeutet das, dass der andere Kerl, dieser Dinsdale, entweder nicht alle Latten am Zaun oder versäumt hat, dass auch er schon längst tot und begraben ist. War er denn auch ein Filmstar?“

„Dinsdale? Keine Ahnung, wer das sein soll.“

„Der Name kommt dir aber verdammt bekannt vor.“

„Woher“ beginne ich — und schließe den Mund.

Chloë grinst mich an, und der Diamant auf ihrem Schneidezahn funkelt. „Meine Hellsichtigkeit geht dir auf den Keks, was?“

„Hellsichtigkeit, meine Fresse!“ knurre ich.

„Hoho, meldet sich der ungläubige Thomas bereits zurück? Ich dachte, über dieses Stadium seien wir hinaus.“

Ich beuge mich über den Tisch. „Chloë — was für Drogen nimmst du eigentlich?“

Sie straft mich mit einem verächtlichen Blick. „Ich brauche keine Drogen, Mister Detective. Was mein sechster Sinn mit sich bringt ist um Welten schräger als jeder LSD-Trip. Wusstest du übrigens, dass neunzig Prozent aller Dollarnoten Kokainspuren aufweisen?“

„Verschon mich mit Statistiken. Ist das, was du siehst oder erlebst —“

„ — stets die unumstößliche Wahrheit? Definitiv. Gehört zu meinem Fluch. Ich hab‘ immer recht.“

„Hmm. Ziemlich weibliches Talent.“

„Ziemlich sexistische Einstellung.“

Wir liefern uns einen mehrere Sekunden langen Anstarr-Wettbewerb.

„Was war das mit der Liga?“ versuche ich sie zu überrumpeln.

Sie blinzelt verwirrt. „Was?“

„Die Liga darf nicht auffliegen.‘ Bisschen merkwürdig, dass du vorhin auch was von einer Liga gefaselt hast und ziemlich ausweichend wurdest,

als ich dich darauf ansprach, nicht wahr?“

Sie hebt unschuldig die Augenbrauen. „Ich habe keine Ahnung, was du —“

„Da! Du tust es schon wieder!“

„Was tue ich?“

„Du sprichst langsamer, deine Augen zucken nach rechts oben, und du blinzelst häufiger als zuvor. Du suchst übertriebenen Augenkontakt, während du die Arme verschränkst und die Beine kreuzt. Deine ganze Körpersprache ist der Inbegriff von Lüge und Abwehr!“

Wie auf Knopfdruck erscheint die Zornesfalte zwischen ihren hübschen Augenbrauen.

„Was willst du hören?“ faucht sie. „Es gibt tausende von Ligen! Vielleicht meinte der Typ irgendeine drittklassige Fußball-Provinzliga.“

„Der Typ. Du beharrst also darauf, dass es nicht deine Worte waren.“

„Verdammt, nein! Brauchst du eine Zeichnung? Normalerweise *sehe* ich Dinge, oder ich weiß sie plötzlich — aber dieser Spacko hat mich einfach als Flüstertüte benutzt!“

Schmollend saugt sie an ihrem Strohhalm, der offenbar durch einen Eispfropfen verstopft ist.

„Weiter im Text“, hake ich nach. „Du musst den Kampf fortsetzen. Die Mission zu Ende führen.‘ Was sollte das bedeuten?“

„Na was schon? Dass da eine Mission ist, die dieser Gay-Bell noch nicht zu Ende geführt hat.“

„Und Dinsdale hält mich für Gable.“

„Scheint ganz so.“

Ich reibe mir das Kinn. „Und du hast keine Ahnung, was für eine Mission das sein könnte?“

„Nicht die leiseste.“

„Ganz sicher?“

„Können solche Augen lügen?“

Ich lehne mich zurück, erschöpft, aufgewühlt, entnervt.

„Okay, Chloë. Technisch gesehen war deine Vorstellung beeindruckend. Nur, dass ich für meine hundert Mäuse immer noch nicht weiß, was meine Bestimmung sein sollte.“

Die Struwelblondine streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Ist doch logo: die Mission zu erfüllen.“

„Von deren Inhalt ich keinen blassen Schimmer habe.“

„Yep.“

„Und obwohl ich nicht Gable bin.“

Sie zuckt mit den Schultern. „Ich an deiner Stelle würde davon ausgehen, dass dieser Dinsdale dich nicht zufällig kontaktiert hat.“

Ich runzle die Stirn. „Und was genau soll das bedeuten?“

Sie hält meinem Blick stand. „Dass du die Sache verdammt ernst nehmen solltest.“

Ich grinse sie an und wedle mit den Fingern in der Luft. „Ah! Klingt ja wie die abgelutschte Klischee-Warnung in alten Horrorfilmen, ‚Hüte dich vor dem Vollmond!‘ und das ganze Trara.“

„Lass den Quatsch!“ Sie wirft das Cocktailschirmchen in das leere Glas. „Du solltest die Sache wirklich nicht auf die leichte Schulter nehmen! Ganz egal, ob du daran glaubst oder nicht: wenn jemand im Rahmen meiner Prophezeiungen einen Hinweis bekommt, sollte er diesem unbedingt folgen.“

Ich schenke ihr ein ironisches Lächeln. „Das war’s? Das ist alles, was du zu meiner Bestimmung zu sagen hast?“

„Im Prinzip schon.“

Mein linker Mundwinkel zuckt. Kein gutes Zeichen. Mein linker Mundwinkel zuckt nur dann, wenn ich stockbesoffen bin — oder wenn jemand mich anlügt. Ich starre sie weiter an, und diesmal senkt sie den Blick.

„Wirklich *alles*?“

Sie nagt an ihrer Unterlippe — und schaut mich dann mit einer Aufrichtigkeit an, die mir weitaus weniger gefällt, als ihre Lügen.

„Ace, ich weiß wirklich nicht, wer dieser Dinsdale ist. Aber zwei Dinge scheinen nicht von der Hand zu weisen sein: primo hat er es geschafft, mich gegen meinen Willen als Sprachrohr zu benutzen, was mir ehrlich gesagt bisher noch nie passiert ist.“

„Und secundo?“

„Secundo glaubt er offenbar, dass es deine Bestimmung ist, die Mission zu Ende zu führen.“

„Und?“

„Es gibt eine uralte, mystische Regel ...“

„Klartext bitte!“

Wieder senkt sie den Blick. „Wer seine Bestimmung nicht lebt, wird vom Pech verfolgt.“

„Oha, jetzt sogar ein Fluch?“ Mein Lächeln verpufft. „Da wäre sogar die ‚Hüte-dich-vor-dem-Vollmond‘-Nummer origineller gewesen.“

Ihr Ausdruck ist so todernst, dass mir im Magen flau wird. Ich ertappe mich dabei, wie ich hoffe, dass das alles zur Show gehört.

„Ace ... Wahrsagerei und Orakelkunst haben ihre eigenen Gesetze, und ich sage nicht, dass sie immer Sinn machen. Aber du hast ein Zeichen bekommen, und wenn du jetzt beschließt, dein altes Leben weiterzuführen wie bisher, wirst du ein Unheil nach dem anderen erleben. Faustdick. Und wenn du dich binnen dreier Tage nicht kleinkriegen lässt, wenn du dich weiterhin sträubst, dann ...“

„Dann was?“

„Dann stößt dir etwas zu. Etwas Unerfreuliches.“

Ich beuge mich so weit nach vorn, dass sich unsere Nasenspitzen beinahe berühren. „Wie unerfreulich?“

Sie blinzelt, hält aber meinem Blick stand. „Etwas ... etwas Schreckliches.“

Ich starre ihr hart und lang in die Augen — und breche dann in schallendes Gelächter aus.

„Verdammt, du bist gut!“ Ich wische mir eine unsichtbare Lachträne aus dem Auge. „Nein, echt, wie du das bringst, dieses Pokerface ... einfach Hammer! Einen Moment lang habe ich dir die Exorzisten-Nummer sogar abgenommen.“

Ich stehe auf und schiebe den Klappstuhl zurück.

„Chloë, Kleines, ich werde dir jetzt auch mal was prophezeien: du hast eine glänzende Karriere in Hollywood vor dir! Und auch wenn ich morgen fluchen werde, weil ich mir nicht mal einen verdammten Donut leisten kann — du hast dir dein Geld verdient!“

Ich wende mich zum Gehen, als ich ihre Stimme hinter mir höre.

„Warte.“

Bevor ich sie daran erinnern kann, dass es bei mir nichts mehr zu holen gibt, fischt sie einen Notizblock und einen Kugelschreiber aus der Bauchtasche und kritzelt drei Zeilen auf ein Blatt.

„Wende dich an diese Person, falls du deine Meinung änderst. Sag ihr, Lady Godiva schickt dich.“

Sie reißt den Zettel vom Block, faltet ihn und überreicht ihn mir. Für einen beunruhigenden Augenblick glaube ich, etwas in ihrem Gesicht zu lesen, was mir gar nicht gefällt: Besorgnis.

Ich stopfe den Zettel in meine Hosentasche.

„Dankeschön, Lady Godiva. Und jetzt ab nach L.A. mit dir! Quentin Tarantino erwartet dich bereits.“ Nach ein paar Schritten drehe ich mich nochmals zu ihr um. „Apropos Tarantino, irgendwie erinnerst du mich an —“

Ich breche ab. Stutze. Chloë ist verschwunden. Nur das leere Cocktailglas ist Zeuge dafür, dass ich die Pseudozigeunerin nicht nur geträumt habe. Nun, wer mit einem solchen Showtalent gesegnet ist, hat es vielleicht auch drauf, sich in Luft aufzulösen. Verunsichert greife ich in die Tasche. Doch der Zettel ist noch da. Im pulsierenden Stroboskoplicht einer Autoscooter-Plattform lese ich die drei Zeilen.

Daisy Duck 222 Beach Street / Rockaway Point Boulevard Queens, NY

Ich schneide eine Grimasse. *Daisy Duck*. Witzig, Chloë, wirklich zum Brüllen. Ich zerknülle den Zettel und werfe ihn in hohem Bogen in eine überquellende Mülltonne neben der Autoscooter-Kasse. Mein

Stimmungspegel sackt auf den Nullpunkt. Ich, ein Ex-Cop, habe mir mein letztes Geld für eine billige Hokuspokus-Nummer abknöpfen lassen und bin keinen Schritt weiter als zuvor. Selbst die Lust auf eine Zigarette ist mir vergangen.

Die Hände in die Hosentaschen gerammt, den Blick zu Boden gerichtet bewege ich mich durch den Besucherstrom in Richtung Ausgang.

„Du musst den Kampf fortsetzen. Die Mission zu Ende führen. Um jeden Preis!“

Fauler Zauber hin oder her, Chloës Show hat in mir eine Saite berührt, die lieber unberührt geblieben wäre. Ich denke an das muffige Hinterzimmer meiner Detektei, wo mich ein Bett mit durchgelegener Matratze, ein uralter Fernseher mit Pixelausfall und ein Kühlschrank mit dem Geräuschpegel eines Rasenmähers erwartet —sonst nichts. Außer zu viel Zeit, um über mein sinnloses Leben nachzudenken.

Die Mission!?

Das Wort plagt mich wie ein fauler Zahn, den man pausenlos mit der Zunge erkundet.

„Es ist deine Bestimmung!“

Da war sie, die eine Sache, die ich mir mehr wünschte als jeden Lottogewinn. Eine Mission. Ein Lebenszweck. Ein heiliger Gral.

Eine Bestimmung.

Ich schüttle mich wie ein nasser Hund, schüttle das jämmerliche Selbstmitleid ab, dass ich seit Monaten mit mir trage wie eine dicke Staubschicht, und drücke mich durch die Drehtür des Luna Parks, ohne zu ahnen, wie bald ich wieder hier sein würde.

Oder dass ich beobachtet werde.

(Ende der Leseprobe)

Weiterlesen? Hier geht's zu

[Ace Driller](#) ...

Weitere Bücher von Yves Patak:

www.PatakBooks.com